

Stil

8

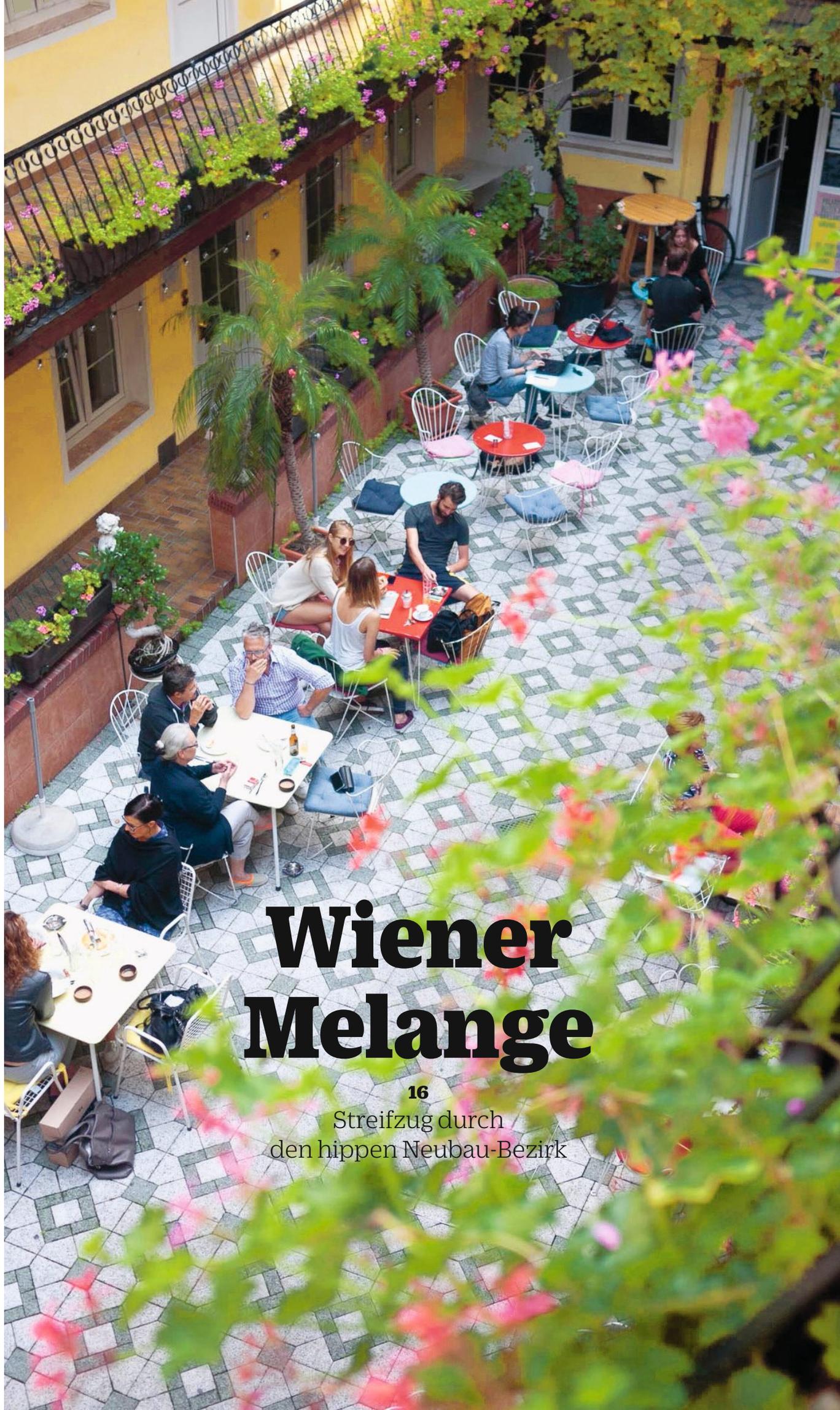
«Homo Faber»: Eine Ausstellung in Venedig holt Kunsthandwerker, die sonst ohne Publikum still vor sich hin arbeiten, aus ihren Ateliers



Wiener Melange

16

Streifzug durch den hippen Neubau-Bezirk



strukteurs von Spielautomaten. «Ich habe kein Interesse daran, bekannt zu werden», sagt Charles-Donatien, «wir sind klein, und ich möchte, dass wir klein bleiben, um die Qualität der zwischenmenschlichen Beziehungen zu bewahren, um Zeit für schöne Projekte zu haben und um gute Kontakte zu pflegen.»

Junge Generation finanziell unterstützen

Genau hier liegt das Problem: Kunsthandwerker, die diskret in ihren Ateliers vor sich hin arbeiten, gehen das Risiko ein, unbekannt und unbemerkt zu bleiben. «Unsere Gesellschaft applaudiert den Falschen», sagt Johann Rupert, südafrikanischer Unternehmer und Präsident des Schweizer Luxusgüterkonzerns Compagnie Financière Richemont, «Fussballspielern, die Millionen verdienen, oder Modedesignern, die lediglich am Ende der Schau auf dem Laufsteg erscheinen. Die, die wirklich gute Sachen machen, sind bestenfalls auf den hintersten Seiten der Zeitungen zu finden.» Um das zu ändern, gründete er im Oktober 2016 die Michelangelo Foundation for Creativity and Craftsmanship, eine gemeinnützige Organisation mit Sitz in Genf, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Kreativität und Kunsthandwerk zu erhalten, zu fördern und sicher in die Zukunft zu begleiten.

«Wir leben in einer Zeit massiver Veränderungen», sagt Rupert. «Die Globalisierung, die digitale Revolution, die künstliche Intelligenz eröffnen viele Möglichkeiten. Doch sie drohen auch einzigartige menschliche Fertigkeiten und das Fachwissen einer jahrhundertealten Kultur zu verdrängen.» Die Michelangelo Foundation soll sicherstellen, dass das wertvolle Erbe nicht verloren geht. Und zwar, indem sie Designer und Kunsthandwerker miteinander in Verbindung bringt, um eine Zusammenarbeit aufzubauen. Sprich: Indem sie die Ausbildung der jungen Generation finanziell unterstützt. Indem sie die Arbeit der Kunsthandwerker durch Veröffentlichungen, Netzwerke und Events bekannt macht. Indem sie also genau jene Strategien anwendet, die Künstlernaturen eher fremd sind.

«Es geht darum, die Kunsthandwerker aus ihren Ateliers zu holen, ihr Können gezielter zu promoten und zu kommunizieren», sagt auch der Italiener Franco Cologni, ehemaliger Cartier-Chef, Vorstandsmitglied bei Richemont und Mitbegründer der Michelangelo Foundation. «Wir müssen sie anregen, etwas zeitgeistiger zu werden und den heutigen Anforderungen besser zu entsprechen.»



Zur Ausstellung

Ausgewählte Kunsthandwerker aus ganz Europa stellen vom 14. bis 30. September in der Fondazione Giorgio Cini auf San Giorgio Maggiore in Venedig ihr Können unter Beweis.

Weitere Informationen:
michelangelofoundation.org/
homofaber

Ein erster Schritt in diese Richtung ist «Homo Faber», die erste grosse Kulturausstellung höchster europäischer Handwerkskunst. Sie wird in der zweiten Septemberhälfte in den prachtvollen Räumen der Fondazione Giorgio Cini in Venedig zu sehen sein. Sie vereint eine breite Palette an Disziplinen - von der Goldschmiedekunst bis zu handgefertigten Fahrrädern, von seltenen Handwerkstechniken bis zu den legendärsten Beispielen höchster Verarbeitungsqualität - unter einem Dach.

«Wir haben uns für Venedig entschieden, nicht nur weil es sich hier um eine Hochburg der Kultur und einen Ort von unvergleichlicher Schönheit handelt», erklärt Cologni, sondern auch, weil Venedig von jeher eine europäische Drehscheibe des Austausches und der internationalen Verbindungen sei. «Homo Faber» wird sich zeitlich mit der Architekturbiennale von Venedig überschneiden und stellt ein wichtiges Zusatzangebot für weltweite Trendsetter und Meinungsbildner dar.

Der Clou der Ausstellung: Viele der Handwerker werden anwesend sein und den Besuchern Gelegenheit bieten, ihre Arbeit zu beobachten. Zum Beispiel Meisterschmied Alessandro Rametta, der in seiner Mailänder Werkstatt La Fucina di Efesto Skulpturen für Künstler wie Andrea Branzi und Jannis Kounellis, aber auch Einrichtungsgegenstände sowie grossformatige Metallstrukturen für Architekturprojekte fertigt. Oder Elke Dannenberg, die wie ihre Mutter und Grossmutter in Meissen für die weltberühmte Porzellanmanufaktur Vasen, Teller und Teekannen mit filigranen Motiven bemalt. Oder François Junod, der in Sainte-Croix im Kanton Waadt nostalgische, zartgliedrige und unglaublich komplexe Automaten herstellt, die tanzen, gehen oder Musik machen können.

Fünf bis sechs Geigen oder Bratschen pro Jahr

Auch die Geigenbauerin Ulrike Dederer aus Zürich hat sich für Venedig ein paar Tage freigenommen. Ihre Werkstatt befindet sich in einem lichtdurchfluteten Holzcontainer, der im Garten ihres Wohnhauses in Oerlikon steht. Fünf bis sechs Geigen, Celli oder Bratschen schafft sie dort pro Jahr, komplett in Handarbeit und nach dem berühmten «metodo classico cremonese». Dederer verarbeitet einheimische Fichte und Ahorn, formt den gewölbten Boden wie eine Skulptur, biegt die Zargen, wie die Seitenteile genannt werden, und schnitzt Geigenhals sowie Schnecke - die Signatur jedes Geigenbauers.

Über mangelnde Aufträge kann sie nicht klagen. Sie sieht auch keine Nachwuchsprobleme: «Die Nachfrage nach Instrumenten ist gross, und es gibt viele junge Leute, die Lust haben, den Beruf zu erlernen.» Trotzdem findet sie sowohl die Michelangelo Foundation als auch die Ausstellung in Venedig wichtig, um ein paar Dinge zu klären. «Der Geigenbau wird in der Öffentlichkeit viel zu technisch und zu analytisch wahrgenommen», glaubt sie. Die Suche nach wissenschaftlichen Erklärungen, etwa für den Mythos Stradivari und den einzigartigen Klang seiner Geigen - es liegt am Holz oder an bestimmten Lacken, die es heute nicht mehr gibt -, lässt fast vergessen, dass Antonio Stradivari ein genialer Handwerker war. Sein Können ist der Schlüssel zum Erfolg seiner Streichinstrumente. Daran hat sich nichts geändert: «Wir haben exzellentes Material», sagt Ulrike Dederer, «man kann auch heute geniale Instrumente bauen.» Sie jedenfalls kann es.

Wie das geht, wird sie in Venedig zeigen. Sie hat eine transportable Hobelbank gekauft, die zusammen mit einem Teil ihrer Werkzeuge, einer halbfertigen Schnecke und dem Holzklotz, aus dem sie entstanden ist, mit ihr an die Lagune reisen werden. Natürlich auch eine fertige Geige, damit Besucher das Instrument auch einmal berühren und erspüren können. «Ich freue mich schon darauf», sagt Ulrike Dederer. «Die Ausstellung wird zeigen, dass bestimmte Dinge nicht von Maschinen gemacht werden, sondern per Hand. Viele Menschen wissen das gar nicht mehr.»



Oben
Ein Musikautomat
mit menschlicher Gestalt
von François Junod.

Ganz oben
Alessandro Rametta,
Meisterschmied in Mailand,
arbeitet oft im Auftrag
von Künstlern.

Rechts
Elke Dannenberg, Malerin
in der über 300-jährigen
Staatlichen Porzellan-
Manufaktur Meissen.

Oben rechts
Geigenbauerin Ulrike Dederer
fertigt Instrumente wie
dieses, das auf einem Modell
der Gebrüder Amati basiert.



Camille trägt einen schwarzen Hut auf platinblondem Haar, dazu schwarzen Lippenstift, schwarze Klamotten und viel Metall an Handgelenken und Fingern. Sie sitzt an einer Arbeitsplatte vor einem Haufen länglicher pechschwarzer Schnipsel, die zwischen Skizzen, einer Packung übergrosser Wattestäbchen, in Plastic verpackten braunen Federn und anderen Dingen liegen. Stück für Stück greift sie die zungenförmigen Schnipsel mit einer Pinzette, beschmiert deren schmales Ende mit Klebstoff und befestigt sie nebeneinander und leicht überlappend um ein kreisrundes, hauchdünnes, etwa 50-Rappen-Stück-grosses Organza-Stoffteil herum. Die Schnipsel sehen jetzt aus wie Blütenblätter, doch sie stammen nicht von Blumen, sondern von Vögeln. Von Gänsen, deren weisses Gefieder erst gefärbt, dann in Form geschnitten wurde. Zum Schluss wird jedes der zentralen weissen Organza-Teile über eine Metallkapsel gespannt, damit es nicht platt, sondern plastisch wirkt. Wie bei einer Margerite, aber mit schwarzen Federblättern und weissen Stoffköpfchen.

«Es gefällt mir, wenn Federn nicht wie Federn aussehen», sagt Eric Charles-Donatien, in dessen Pariser Atelier Camille beschäftigt ist. Er kreiert langhaarige Pelzkragen aus luftig-leichten Straussenfedern für Giorgio Armani, verleiht einem Roger-Vivier-Laufschuh mit schillernden

lackierten Gänsefedern eine verblüffende Reptil-Optik oder entwirft gefiederte, schneeweisse und mit Ketten verbundene Epauletten für Paco Rabanne.

Der auf Martinique geborene Franzose ist Plumassier, wohl einer der Letzten und Besten seiner Zunft. Plumassiers arbeiten mit Federn. Sie beliefern Couture-Häuser, aber auch Theaterbühnen und zunehmend Innenarchitekten mit ihren duftigen, unglaublich zarten Kreationen. Noch vor einem Jahrhundert existierten über 400 Federschmücker in Paris, jetzt sind es bestenfalls zwei Handvoll, und das ist bereits eine Steigerung, verglichen mit den vier, die es gab, als Eric Charles-Donatien vor gut 20 Jahren im weltweit bekannten Federatelier Maison Lemarié einen Job bekam. «Ich wusste damals nichts von diesem Beruf», sagt er, «dabei hatte ich eine Pariser Modeschule absolviert.»

Kein Wunder, denn wie viele geschulte und erfahrene Kunsthandwerker arbeiten Plumassiers abseits der öffentlichen Wahrnehmung, in Charles-Donatiens Fall in einem unspektakulären, nur wenigen Insidern bekannten Hinterhof-Atelier im 11. Arrondissement. Der Beruf des Plumassiers ist den meisten Menschen ebenso unbekannt wie der des Mosaikbodenlegers, Buchbinders, Textil-Restaurators oder des Kon-



FOTOS: MICHELANGELO FOUNDATION

**Links**

Solche Kreationen aus Gänsefedern verlassen das Atelier von Plumassier Eric Charles-Donatien.

Rechte Seite

Der französische Kunsthandwerker Charles-Donatien bei der Arbeit.

KUNSTHANDWERK

Bühne für verborgene Talente

Pelzkragen aus Straussenfedern für Armani und Geigen, wie sie einst Antonio Stradivari fertigte – die Genfer Michelangelo Foundation engagiert sich für abseits des Rampenlichts arbeitende Handwerker

Text: Patricia Engelhorn